

"Ich bin ein ehrgeiziges Adoptivkind der deutschen Sprache" : Interview mit der slowakisch-schweizerischen Journalistin und Schriftstellerin Irena Brežná

Autor(en): **Bosshardt, Claudia / Brežná, Irena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **22 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-361909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

« Ich bin ein ehrgeiziges Adoptivkind der Welt »

VON CLAUDIA BOSSHARDT

Interview mit der slowakisch-schweizerischen Journalistin und Schriftstellerin
Irena Brežná

Der Eiserner Vorhang, diese gefallene und doch noch vorhandene Mauer zwischen Ost und West, geht mitten durch ihr Leben: 1968 floh Irena Brežná, damals 18jährig, mit ihren Eltern in die Schweiz – in eine fremde Welt und eine fremde Sprache. Heute schreibt sie ihre aufsehenerregenden Reportagen auf Deutsch, das sie als ihre Kopfsprache bezeichnet, und lässt sie in ihre Muttersprache, das Slowakische, übersetzen. Die Seele im Osten, den Kopf im Westen, ist sie mit dem Herzen Weltbürgerin – überall und nirgends zu Hause.

EMI: Kürzlich erschien im «Magazin» Deine Begegnung mit einem russischen Mafia-Boss, demnächst reist Du nach Tschetschenien. Wie bereitest Du Dich auf solche Expeditionen vor?

Irena Brežná: Wenn Du mich nach konkreten Dingen fragst, so kaufe ich passende Kleider und Medikamente ein, aber ich lese kaum etwas. Ich möchte mich erschüttern lassen, staunen ohne Vorwissen. Aber natürlich bin ich vor der Reise schon geistig dort und kann in dieser Zeit nicht schreiben.

Du begibst Dich also fast naiv mitten hinein?

Ja, wie mondsüchtig. Mit grossen Augen nehme ich alles ungefiltert in mich hinein, sauge es auf wie ein Schwamm. In diesem Zustand bin ich völlig ungeschützt.

Weisst Du zum voraus, wen Du treffen willst?

Nicht immer. Ich habe vielleicht zwei, drei Kontakte vereinbart, auf den Rest lasse ich mich ein. Wenn ich über ein Land schreibe oder ein Phänomen oder einen Menschen, ist für mich auf der Reise alles von Interesse und fliesst in die Reportage hinein. Aber gleichzeitig arbeite ich zielstrebig, kämpfe um jeden Termin, verliere das Ziel nicht aus den Augen.

Wie verarbeitest Du dann diese existenziellen Erfahrungen?

Zuerst bin ich verwirrt oder begeistert, auf jeden Fall aufgewühlt. Ich erkrankte meist nach der Rückkehr, bekomme Fieber. Mir ist, als hätte ich fremde Gifte in mich aufgenommen. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie bei den Heilern, welche die Krankheiten ihren Patienten abnehmen, indem sie selbst krank werden.

Und danach beginnst Du zu schreiben?

Dann beginnt die rationale Phase, das Denken setzt ein. Ich merke, was ich alles noch nicht weiss, und lese viel nach, kläre die Fakten ab. Der Genesungspro-

zess ist mit einer unglaublichen Klarheit verbunden. Die wirkliche Klärung aber, das Verstehen des Erlebten, geschieht während des Schreibens. Deshalb weiss ich oft nicht, wie ein Text enden wird. Erst wenn er fertig ist, habe ich begriffen, was ich erlebt hatte. Dann ist auch ein Kapitel meines Lebens abgeschlossen.

Wie hältst Du diese Art zu reisen und zu schreiben aus? Das geht doch an die Substanz!

Ja, ich bezahle mit der Substanz. Es ist wie in der Liebe: Hingabe und Selbstaufgabe. In dieser Zeit ziehe ich mich ziemlich aus dem Leben zurück, das Schreiben ist so absolut. Ich kann nicht gleichzeitig intensiv mit den Menschen leben, das schliesst sich bei mir aus.

Jetzt wundere ich mich nicht mehr, dass Du keine Vielschreiberin bist...

An einigen Texten schreibe ich sehr lange. Deshalb kann ich mit meinen zwei Söhnen kaum davon leben. Ich sage mir immer wieder, ich müsste lernen, das Ganze einfacher zu nehmen. Bei jeder Reportage nehme ich mir das vor. Und manchmal ergibt sich das, es ist aber nicht voraussehbar.

«Ich habe den Osten und den Westen in mir.»

Irena Brežná, 46, Schriftstellerin.

Wie lange arbeitest Du denn zum Beispiel an einer «Magazin»-Reportage?

Zwei, drei Monate. Schon einige Male wollte ich aufhören, doch die Verführung des Reisens ist zu gross. Dabei möchte ich wieder Literatur machen.

Das machst Du doch schon! Deine Reportagen gehören ja zum heute selten gewordenen Genre der literarischen Reportage...

...und kosten mich genauso viel Arbeit wie ein literarischer Text. Ich schleife am Stil, ringe um jedes Wort. Nicht selten kommt von der Redaktion der Vorwurf: «Zu viele Bilder! Geben Sie doch mehr Information! Das ist zu geschwollen!» Mal gebe ich nach, mal protestiere ich. Ich komme eben aus einer geschwollenen Kultur! Es ist ein Balanceakt zwischen der Forderung nach Sachlichkeit, Funktionalität und Poesie. Wenn ich die Poesie zu stark unterdrücken muss, kommt in mir die Sehnsucht nach Literatur hoch. Dort, schwö-

re ich mir, werde ich wuchern, überborden... Das muss jedoch nicht unbedingt gut für den Text sein.

Du schreibst auf Deutsch, in einer fremden Sprache. Warum?

Ich habe sie nicht gewählt. Ich wurde von meinen Eltern emigriert und fand hier diese Sprache vor. Sie hat mich adoptiert. Ich ziehe sie an wie ein Arbeitskleid. Einmal schrieb ich, ich bin ein ehrgeiziges Adoptivkind der deutschen Sprache.

Und Du schreibst nie auf Slowakisch?

Nur kleine journalistische Texte für das slowakische Radio. Zum grossen Teil übersetze ich meine Texte selbst aus dem Deutschen. Was ich in der Slowakei publiziere, wird dort übersetzt, ich korrigiere nur. Die Übersetzungen ins Rus-

sische mache ich selbst und lasse sie revidieren. Das Übersetzen ist ein guter Test. Oft merke ich dabei Fehler, falsche Bilder, Ungenauigkeiten.

Schreibst Du denn für den Osten Reportagen aus dem Westen?

Nein. Ich publiziere dort dieselben Texte wie hier, vielleicht etwas abgeändert. Ich schreibe für hier – mit dem Bewusstsein, dass ich auch dort gelesen werde. Daher muss der Text bis ins letzte Detail



Foto: A. Wolfensberger

stimmen. Den Menschen, über die ich schreibe, will ich schliesslich gerecht werden.

Deine Situation ist also völlig anders als die einer westlichen Korrespondentin.

Ich bin zur Hälfte «eine von ihnen». Sie sind scharfe, gnadenlose Kritiker, denn es ist ja ihr Leben, das ich beschreibe. Nur wenn die Fakten, das Lebensgefühl stimmen, akzeptieren sie auch meine Meinung, die für sie vielleicht schmerzhaft ist. Weisst Du, ich möchte ihnen meine Texte zurückgeben wie ein Geschenk. Es ist Nähe, Freundschaft oder auch deren Verlust. Es ist natürlich jedesmal ein Risiko. Wenn ich als «Westlerin» dazu neige, ihr Leben als exotisch zu sehen, ist das für sie beleidigend, und sie geben es mir auch zu spüren.

Bist Du umgekehrt nicht auch eine Exotin für sie?

Sicher, diese Mischung aus Ost und West fasziniert sie, beunruhigt, belustigt. Ich sehe mich auch als eine Art östlichen Vorposten in der westlichen Welt, als eine Vermittlerin, habe so etwas wie einen aufklärerischen Auftrag, wenn Du willst. Im übrigen bin ich auch ganz konkret eine Anlaufstelle im Westen...

Kennst Du selbst die Schuldgefühle vieler EmigrantInnen, das eigene Volk verlassen zu haben?

Ja, ich habe manchmal das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen, und tue es, indem ich geistige Verständigung leiste. Es ist ja durchaus so, dass kollektive Gesellschaften das Weggehen als Verrat empfinden. Es ist etwas zwischen Liebeserklärung und Erstickungsversuch. Aber auch das lockert sich. Kürzlich nahm ich an der ersten Podiumsdiskussion der ExilschriftstellerInnen in Bratislava teil. Dort wurde zum ersten Mal der Gedanke geäussert, dass slowakische SchriftstellerInnen auch in einem anderen Land leben, sogar in einer anderen Sprache schreiben können. Ich habe in der Slowakei zwei Freundinnen, Germanistinnen, die neuerdings auch auf Deutsch schreiben.

Ende März erscheint eine Auswahl Deiner Reportagen aus Ost- und Mitteleuropa als Buch im eFeF-Verlag. Mit welchen «Falschen Mythen», so der Titel, räumst Du auf?

Bei der Begegnung zwischen Ost und West stehen sich falsche Vorstellungen im Weg. Das Denken ist auf beiden Seiten mythisch; auch der rationale Westen macht sich vom Osten ein mythisches Bild. Ich empfinde mich immer wieder als ZerstörerIn solcher Bilder, sei es, dass ich den Menschen dort von hier erzähle oder umgekehrt. Ich will berichtigen, differenzieren und zeigen, dass alles viel komplexer ist. Das wird von beiden Seiten vielleicht als anregend, vor allem aber als mühsam empfunden. Die Klischees sind bequemer.

Aber selbst in diesem Gespräch reden wir vom «Osten» und vom «Westen», wo sich doch Mitteleuropa immer wieder von Osteuropa distanzieren...

Ich habe ja erst im Westen erfahren, dass ich «aus dem Osten» komme! Aber

auch ich benütze diese Klischees, spiele mit ihnen. Und es gibt diese Grenze zwischen Ost und West ja wirklich, es sind zwei Welten, auch wenn die Annäherung kommen wird.

Du wanderst zwischen diesen beiden Welten hin und her. Brauchst Du den ewigen Wechsel?

Ich trage beide Welten in mir, bin diesbezüglich zweigeschlechtlich, ein Zwitterwesen. Ich muss immer wieder nach Mittel- und Osteuropa fahren und nach einer gewissen Zeit von dort flüchten. Genauso, wie ich die Reportagen benutze, um aus der Schweiz wegzugehen. Aber das ist erst seit 1989 so, seit der Wende. Vorher schrieb und fuhr ich acht Jahre lang nach Afrika und in die Karibik.

Besuchst Du auch regelmässig Deine Familie und Deine FreundInnen?

Ich reise fast nur beruflich. Das ist ein Schutz – vor ihren Ansprüchen, vor dem Sentimental-Werden, vor dem eigenen Schock des Entfremdet-Seins. Ich bin die Journalistin und nicht die Verwandte. Die kleine, geschlossene slawische Gesellschaft verlangt Konsens und Verschmelzung. Ich tauche gerne darin ein, aber nicht zu lange. Es spielt sich auf ei-

Das dreizehnte Zimmer

Eine Erinnerung von Irena Brežná

ner vegetativen Ebene ab. Der Volkskörper und die Sippe gestatten mir nicht, ein Individuum zu sein. Wenn ich gedanklich ausbreche, verletze ich das Kollektiv; das ist für beide Seite schmerzhaft, peinlich.

Bist Du denn in beiden Welten beheimatet oder in keiner?

Das Gefühl der Fremde habe ich überall. Ich stilisiere das auch – nicht nur literarisch; ich brauche das Fremdsein als Lebenshaltung. Deshalb spreche ich kein Schweizerdeutsch, sondern ein künstliches Hochdeutsch. Das will ich so. Das einzige Kollektiv in der Schweiz, mit dem ich mich identifizieren konnte und wo ich zwölf Jahre ehrenamtlich gearbeitet habe, war die internationale Gefangenenhilfsorganisation «Amnesty International». Menschen, die sich für etwas engagieren, sind für mich überall das Zuhause. In Moskau fand ich das Menschenrechtszentrum, in der Slowakei die Zeitungsredaktionen, speziell die Redaktorinnen der feministischen Zeitschrift «Aspekt». Ich habe zwar den Wunsch, mit einem Kollektiv zu verschmelzen, weiss aber, dass es für mich nicht mehr möglich ist. ●

Das Gespräch führte Claudia Bosshardt.

IRENA BREŽNÁ, geboren 1960 in Bratislava, emigrierte 1968 in die Schweiz, wo sie phil. I studierte und als Psychologin und Dolmetscherin arbeitete. Seit 1986 ist sie ausschliesslich als Schriftstellerin und freie Journalistin tätig. Mit ihren zwei Söhnen lebt sie in Basel. Buchpublikationen: «Die Schuppenhaut» (1989), «Biro und Barbara» (Jugendbuch, geschrieben zusammen mit Alpha Oumar Barry, 1989), «Karibischer Ball» (1991). Ende März erscheint: «Falsche Mythen. Reportagen aus Mittel- und Osteuropa nach der Wende», eFeF-Verlag, Zürich 1996, 119 S., Fr. 32.–.

Damals, mit dreissig Jahren, brachte ich morgens meinen blondlockigen Sohn in den Kindergarten und legte mich danach angezogen ins Bett. Ein Schneewittchen, aufgebahrt im Glassarg des vorgeschriebenen Glücks. Nicht tot. Ungeboren eingefroren. Bestattet in der ehelichen Symbiose, wusste ich nicht, wo mein Körper aufhörte und der des Mannes anfang. Ein siamesischer Unhold, der sich jedoch schön, schwarzhaarig und verführerisch zeigte. Dahinter schlafwandelte jemand im Schloss, staubte die zwölf Alltagszimmer ab, gehorsam, frigid, am dreizehnten Zimmer vorbei.

Der Feminismus war der Geheimschlüssel zum dreizehnten Zimmer, er flüsterte mir zu: Öffne es, öffne es. Im dreizehnten Zimmer fand ich mich angekettet, eingetaucht bis zum Hals in einem Fass Kloakenbrühe, durstig, in ein Monster verzaubert, sprachlos, heiser vor Brüllen. Ich fand mich im Kabinett der auf tausend Weisen banal geschundenen Frau.

Der Feminismus benannte das, was ich sah, riss die abgegriffenen Begriffe auseinander und fügte sie anderswo zu-

sammen, lehrte mich eine neue, strukturierte Sprache, erzählte die Geschichte eines Mädchens, das, anstatt selbst zu schreiben, einen Schriftsteller geheiratet hatte. Der Feminismus, der Beschleuniger des Denkens. Im diffusen Gefühl formte er in mir die Ufer, brachte die Verengung, sagte nein, er war hart und fest, eine Krücke für den aufrechten Gang, ein Schleifstein für die lebensrettende Schere. Mit ihr in der Hand habe ich mich selbst herausgeschnipelt. Ein schmerzhafter chirurgischer Eingriff, das Abtrennen des männlichen Körpers von mir. Seitdem trage ich Konturen.

Nach der Scheidung verspannten sich meine Halsmuskeln von der ungewohnten Mühe, den Kopf eigenständig und aufrecht zu halten, bis die Gewohnheit eine neue Anmut erzeugte. Ich fing zu schreiben an, grub in mir nach abgelagerten, fossilen Worten, legte die Raumkapsel mit ihnen aus, verwandelte den gravitationslosen Raum in mein Volk, mein Mutterland. Diese Pathetik, wenn ich von der Entdeckung meines Schreibens erzähle! Wie wenn kleine Völker ihre einst verbotene und wiederentdeckte Folklore, ihren heldenhaften Befreiungskampf anpreisen, den geladenen Gästen an der Feier zum Jahrestag der Unabhängigkeit Volkstänze vorführen. ●